



# LEA

MARCEL PRÉVOST

**Lea**

**Marcel Prévost**

**Inhalt:**

[Marcel Prévost - Biografie und Bibliografie](#)

[Lea](#)

[Erster Teil](#)

[I](#)  
[II](#)  
[III](#)  
[IV](#)  
[V](#)  
[VI](#)

[Zweiter Teil](#)

[I](#)  
[II](#)  
[III](#)  
[IV](#)

[Dritter Teil](#)

[I](#)  
[II](#)

III  
IV  
V  
VI  
VII  
VIII

*Lea, Marcel Prevost  
Jazzybee Verlag Jürgen Beck  
Loschberg 9  
86450 Altenmünster*

*ISBN: 9783849656874*

*www.jazzybee-verlag.de  
admin@jazzybee-verlag.de*

## **Marcel Prévost - Biografie und Bibliografie**

Franz. Romanschriftsteller, geb. 1. Mai 1862 in Paris, verstorben am 8. April 1941 ebenda. Besuchte eine Jesuitenschule und die Polytechnische Schule in Paris und erhielt eine Anstellung an der Tabakmanufaktur in Lille, die er 1891 aufgab, um in Paris ausschließlich der Schriftstellerei zu leben. Schon sein erster Roman: »*Le Scorpion*« (1887), die tragische Geschichte eines geistlichen Hilfslehrers in einer Jesuitenschule, erregte Aufsehen durch die Feinheit der psychologischen Beobachtung und die genaue Kenntnis des Priestertums.

Ihm folgten »*Chonchette*« (1888), »*Mademoiselle Jaufre*« (1889), »*La cousine Laura, mœurs de théâtre*« (1890; deutsch, Münch. 1895). Mit »*La confession d'un amant*« (1891) verband P. eine prinzipielle Erklärung, worin er sich als Gegner des Naturalismus und Erben des sentimentalen Romans der George Sand hinstellte. Alexandre Dumas trat für P. ein, der von da an einer der beliebtesten Autoren Frankreichs wurde. Er ließ drei Serien »*Lettres de femmes*« (1892, 1894, 1897), »*L'automne d'une femme*« (1893), »*Le moulin de Nazareth*« (1894) folgen und erreichte mit »*Les demi-vierges*« (1894; deutsch, Leipz. 1895 u. ö.), die gegen die allzu freie Mädchenerziehung gerichtet sind, einen der größten Erfolge, der ihm auch mit der Bühnenbearbeitung (1895) treu blieb. Der philosophisch angehauchte Roman »*Le Jardin secret*« (1897) zeigte sein Talent von einer neuen Seite und mit den zwei Bänden »*Les vierges fortes*« (I: »*Frédérique*«; II: »*Léa*«, 1900) entpuppte sich P. als ein ernster Frauenrechtler. Ein wahres Programm der weiblichen Erziehung entwickelte er in »*Lettres à Françoise*« (1902). »*La Princesse d'Erminge*« (1905) schildert ein Familiendrama in der vornehmen Welt und »*Monsieur et Madame Moloch*« (1906), das Leben an einem kleinen deutschen Fürstenhof der Gegenwart. Erst 1904 schrieb P. ein Werk direkt für die Bühne: »*La plus Faible*«, das sich jedoch an der Comédie Française nicht lange zu halten vermochte. Im »*Figaro*« ist P. seit 1902 der beliebteste Chroniqueur. Die meisten seiner zahlreichen Romane sind im Langenschen Verlag in München deutsch erschienen. Vgl. Bertaut, *Marcel P.* (Par. 1904).

## **Lea**

## Erster Teil

### I

Wie jede große Hauptstadt, besteht auch Paris eigentlich aus mehreren Städten. Besonders, wenn man von Westen kommt, stößt man auf Vororte, die streng genommen noch zu Paris gehören, dabei aber den Eindruck von kleinen Provinzhauptstädten machen – so z. B. Neuilly und Levallois. Wenn ein Fremder sich etwa einen Tag im Faubourg St. Charles, – der unmittelbar an das Stadtquartier Javel anstößt, – aufhielte und dann direkt in seine Heimat zurückkehrte, so würde er sich wahrscheinlich einen seltsamen Begriff von Paris machen. Und doch hat er einen Teil der Hauptstadt kennen gelernt, der in etwa zehn Jahren, wenn die alten Festungswälle einmal gefallen sind, ganz mit ihr verschmolzen sein wird.

St. Charles nimmt den viereckigen Raum zwischen dem linken Seineufer und der Ringbahn ein. Die Hauptverkehrsader ist die rue St. Charles, die Javel der ganzen Länge nach durchschneidet. In dieser Straße machen die Bewohner ihre täglichen Einkäufe. Wenn die bescheidenen Vorräte des Kaufladens das Gewünschte nicht enthalten, so heißt es: "O, das können wir uns aus Paris kommen lassen." Ebenso pflegt der Bewohner von St. Charles am Morgen seiner Frau zu sagen: "Ich komme heute nicht zum Frühstück. Ich muß nach Paris."

Man muß hier, wie in den Städten Nordamerikas, zwischen den angestammten Ureinwohnern und den Eingewanderten unterscheiden. St. Charles war ursprünglich ein Dorf, das noch unter Ludwig XVI. ganz unbekannt war. Die Bewohner waren einfache Landleute, von denen mancher den Louvre niemals zu sehen bekommen hat. Von diesen Ureinwohnern

existieren noch einige Familien, unter denen die Namen Froment, Martin und Bahuchet häufig wiederkehren. Es sind fast alles kleine Kaufleute: Kurzwarenhändler, Krämer, Bäcker u.s.w. Keine einzige von diesen Familien gilt für reich, die Groß-Industriellen, die St. Charles kolonisiert haben, waren im allgemeinen Pariser aus dem Centrum von Paris und sind es auch geblieben. Die Roussins, deren Petroleumraffinerie in der rue de Loruel liegt, haben ihr Hotel am Park Monceau; der Verleger Verdier wohnt am Trocadéro. Jude Duramberty, der große Tapetenfabrikant, hat seine Fabrik in der rue de Bergers, aber gleichzeitig besitzt er eine luxuriös ausgestattete Wohnung in der rue François-Premier. Und all diese Fabrikanten gehen Tag für Tag nach St. Charles, wie der englische Kaufmann zur City geht. Es kommt keinem von ihnen in den Sinn, dort zu wohnen.

Übrigens sind all diese Etablissements nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Bevölkerung geblieben; sie haben die Zahl derselben vermehrt und ihr zwei neue Elemente zugeführt: den Beamten und den Arbeiter. Das einstige Dorf St. Charles zählt heute mehr als 20 000 Seelen, also ebensoviel wie Chartres. Die Beamten der großen Fabriken wohnen fast alle im Ort. Einige logieren im Fabrikgebäude, die andern mieten sich in seiner Nähe ein. Die Arbeiter dagegen, für die das Centrum von St. Charles bald zu kostspielig geworden ist, wohnen in den äußeren Straßen der Vorstadt. Das Gesamtbild von St. Charles könnte man also ungefähr so charakterisieren: ein Stamm von eingeborenen Kleinkaufleuten und Subalternbeamten; eine Arbeiterbevölkerung, die jenem Stamm an Zahl überlegen ist, und schließlich einige Großkapitalisten, denen fast der ganze Ort gehört, die aber sämtlich in Paris wohnen.

Man kann sich leicht vorstellen, was die Folgen dieser Zusammensetzung sind: Arbeiter und Bourgeoisie liegen einander beständig wegen aller möglichen rein lokalen Fragen in den Haaren; der ausschlaggebende Einfluß in politischen Angelegenheiten geht jedoch, wie überall, von den Kapitalisten aus, das heißt also, von Leuten, die nicht einmal ihren Wohnsitz im Orte haben.

Dieser Einfluß macht sich übrigens nur dann und wann einmal geltend, wenn z.B. einer von den Großindustriellen das Bedürfnis fühlt, sich in St. Charles eine politische Stellung zu schaffen. Aber für gewöhnlich wird die Politik des Ortes von den wirklichen Einwohnern, – den Angestammten oder Zugewanderten – gemacht. Und so findet man hier, wie in jeder französischen Provinz, die Spaltung in eine Regierungs- und eine liberale Partei. Da nun keine eigentliche Aristokratie vorhanden ist, repräsentieren die eingeborenen Kaufleute im Verein mit einigen Rentiers die Regierungs- oder, wenn man so sagen will, die reaktionäre Partei, zu der selbstverständlich auch die pensionierten Bureaubeamten gehören. Wer zwanzig oder dreißig Jahre lang in einer Provinzialstadt lebt, hat gewöhnlich weder die Lust noch die Mittel, seinen Wohnort zu verlassen und nach Paris zu ziehen. So geht es auch den Bewohnern von St. Charles, wenn sie in den Ruhestand treten. Sie pflegen sich dann ein Häuschen mit einem kleinen Garten zu mieten, am liebsten an den Festungswällen, wo sie sich dann mit ihrer Familie einrichten. Ihre einzigen Zerstreuungen bestehen darin, an den Ufern der Seine spazieren zu gehen, den Militärübungen zuzuschauen, dann und wann das Theater von Grenelle oder irgend einem Jahrmarkt und alle zehn Jahre vielleicht einmal die Ausstellung zu besuchen.

Natürlich sind sie reaktionär, wie alle französischen Rentiers, weil sie für die Sicherheit ihres Besitzes fürchten.

Denn Tag für Tag sehen sie das Gespenst der Revolution vor sich vorüberziehen. Wenn die Fabrikglocken ertönen, stehen die alten Rentiers am Fenster ihrer Gartenhäuschen, um mit geheimen Schrecken diese unheimliche Armee des Elends, des Hungers und der harten Arbeit vorbeidefilieren zu sehen. Und dann rufen sie ihre Frauen und sagen: "Da - die Anarchisten!" Aber ihre Furcht ist überflüssig. Die Arbeiterpartei würde in St. Charles, wie in allen Industriestädten, die stärkere sein, wenn sie nicht zu ungebildet, zu gutmütig und zu beschränkt wäre. - Es gab eine Zeit, etwa von 1880 bis 1886, wo sie unter der Leitung eines ehrgeizigen Führers eine feste Organisation bildete, aber nach seinem Tode spaltete sich die Partei, die Reaktionären wußten diese Spaltung zu befördern und auszunutzen: die Arbeiterpartei verbündete sich mit den Reaktionären, um den damaligen Gemeinderat zu stürzen und ihn durch ein bunt zusammengewürfeltes Gemisch von regierungsfreundlichen und extremsozialistischen Elementen zu ersetzen. Diese seltsame Zusammenstellung hielt sich drei Jahre lang, wurde dann wieder durch eine diesmal sozialistisch-radikale verdrängt, aber bei den Gemeindewahlen von 1896 errang sie von neuem einen vollständigen und diesmal auch andauernden Sieg. Es wurde diesmal ein Programm aufgestellt, dessen Hauptartikel wir hier erwähnen müssen. Er bezog sich auf die gleiche Verteilung der Bezirksschulgelder unter die freien und konfessionellen Schulen Dieses Übereinkommen zwischen den Sozialisten und den Klerikalen nannte man den "Vertrag von St. Charles."

So kam es, daß im Jahre 1898, am Vorabend der großen Ausstellung, die das Jahrhundert beschließen sollte, der kleine Industrieort St. Charles von einem quasi sozialistischen Gemeinderat regiert wurde. Die Spitzen der Behörden waren: Bürgermeister Anquetin, einstiger

Werkmeister in der Fabrik Roussin, und seine Beigeordneten, ein Geschäftsagent, Namens Quignonnet, der hauptsächlich mit den zahlreichen, religiösen Stiftungen – Schulen oder Krankenhäusern der Stadt – zu thun hatte, und Duvert, der Direktor einer ziemlich schlecht gehenden Tapetenfabrik, die er sehr gerne an Duramberty verkauft hätte. Quignonnet, der Agent, war die Mittelsperson zwischen dem Gemeinderat und dem Klerus. Seine politischen Ansichten hätte wohl niemand recht zu definieren gewußt: er vermied es geschickt, sich darüber auszusprechen. Anquetin, ein finsterer, ehrgeiziger Mann, träumte davon, Nachfolger des Deputierten Ranblart zu werden, der zu Schlaganfällen neigte. Was Duvert anbetraf, so behaupteten seine Gegner, er sei bloßer Strohmann für die politischen Pläne Durambertys. Anquetin, Duvert und ihre ganze Partei gingen Hand in Hand mit den streng Klerikalen: Aiglon, der aus einer alten Juristenfamilie stammte, Monsieur de Lesparre, Kavallerieoberst a. D., dem Abbé Minot, erstem Pfarrer an der Kirche von St. Charles, und dem gesamten Kleinbürgertum. Duramberty wurde zur Partei Anquetins gerechnet, aber seine einflußreiche Stellung und sein großes Vermögen trugen ihm gleichzeitig die Sympathien der Kirche ein. Er hatte verschiedentlich bedeutende Summen für die freien Schulen gestiftet. In solchen Fällen pflegte er sich übrigens gewissermaßen dadurch zu decken, daß er die konfessionellen Schulen noch reichlicher bedachte. In Anbetracht seiner Freigebigkeit sah man es ihm gerne nach, daß er nie einen Fuß in die Kirche setzte.

Die Kirche wird in St. Charles außer der Pfarrei durch eine bedeutende Anzahl von Kapellen, Klöstern und religiösen Stiftungen repräsentiert, so das Kloster der Dames du Calvaire – die Redemptoristenkapelle, das Kinderhospital – die Dames du Saint-Sang. All diese katholischen Anstalten blieben jedoch unabhängig von einander und standen in

politischer Hinsicht ziemlich isoliert da, bis der Abbé Minot erster Pfarrer von St. Charles wurde. -

Die Person dieses Priesters müssen wir etwas näher ins Auge fassen. Er war 1862 geboren. Seine Eltern waren einfache Landleute, die ihn schon früh für den geistlichen Stand bestimmt hatten. Seine schwarzen, struppigen Haare, seine großen, plumpen Hände und Füße verrieten die bäuerische Herkunft, deren er sich übrigens mit Vorliebe zu rühmen pflegte. Aber trotz diesem Mangel an äußeren Vorzügen und zugleich an hervorragender Begabung übte er auf seine Beichtkinder, auf seine Kollegen, und sogar auf manche seiner Vorgesetzten eine gewisse Autorität aus, da er ein Mann von ungewöhnlich festem Willen und strengen Sitten war. Man fühlte eben, daß er nie in seinem eigenen Interesse handelte und keinen persönlichen Ehrgeiz kannte, aber stets bereit war, alles zu dulden und alles zu wagen, was der Kirche zum Vorteil gereichen konnte.

Im Laufe des Jahres 189? wurde ein ziemlich großer Bauplatz, der Duramberty gehörte und direkt an seine Fabrik anstieß, von einer gewissen Mlle. de Sainte-Parade angekauft, um eine weibliche Gewerbeschule zu gründen. Das Unternehmen erregte allgemeines Aufsehen Es war einer der ersten praktischen Versuche, die von der Frauenbewegung ausgingen, und stellte sich schon dadurch von vornherein in Gegensatz zu den zahlreichen anderen Schulen von St. Charles. Mlle, de Sainte-Parade umgab sich mit einer Art von weiblichem "Generalstab", der ohne jeden männlichen Beistand den Ankauf des Terrains in Scene setzte, den Bau überwachte und die Schule organisierte. Dieser sogenannte Generalstab bestand übrigens nicht etwa aus lauter alten, häßlichen, komischen Persönlichkeiten, wie man es sonst den Anfängerinnen der Emanzipation häufig nachzusagen

pfllegt. Unter den Damen, die der Gründerin hilfreich zur Seite standen, waren manche sogar von sehr angenehmem Äußeren: so z.B. Mlle. Heurteau, die früher staatlich angestellte Lehrerin gewesen war; die beiden "kleinen Sûriers" Lea und Friederike, zwei Schwestern im Alter von 19 und 26 Jahren, die sogar auffallend schön waren. Friederike, die ältere, eine hochgewachsene Brünnette mit dunklen Augen und edel geschnittenen Zügen, und Lea, eine zarte, liebreizende Erscheinung mit ihren blauen Augensternen und den licht kastanienbraunen Locken. - Zu den "Hübschen" gehörten ferner noch Duyvecke Hespel, eine üppige Holländerin mit flachsblondem Haar, und Geneviève Soubize, - approbierte Hebamme - deren pikante Häßlichkeit und lebhaftige Bewegungen die Blicke der Männer auf sich zogen. Die anderen wurden kurzweg die Scheusäler genannt. Zu diesen gehörten in erster Linie Mlle. de Sainte-Parade selbst, mit ihrem gelähmten, verkrüppelten Körper und dem unförmlich großen Kopf, und Daisy Craggs, eine etwa vierzigjährige Irländerin. Schließlich war da noch eine Persönlichkeit, die das meiste Interesse erregte und weder zu den "Hübschen" noch zu den "Scheusälern" gezählt wurde.

Es war eine kleine, schwächliche, kränklich aussehende Gestalt mit dünnem schwarzem Haar und dunkelblauen Augen, deren Blick eine seltsame magnetische Kraft inne zu wohnen schien. Sie trug einen fremdklingenden Namen: Romaine Pirnitz und galt für diejenige, deren geistiger Einfluß die Triebfeder des ganzen Unternehmens war, obgleich sie niemals offiziell in den Vordergrund trat. Nur bei der Einweihung der Schule hatte sie das Programm ihrer neuen Erziehungsmethode in einer längeren Rede dargelegt. In klaren, schlichten Worten, aber mit hinreißender Beredsamkeit setzte sie dem versammelten Publikum, das zum großen Teil aus Journalisten, Politikern und Mitgliedern der ersten Gesellschaft bestand,

auseinander: es handle sich nicht nur darum, den jungen Mädchen aus dem Volk Orthographie, Rechnen, Nähen und kunstgewerbliches Zeichnen zu lehren, sondern darum, die moralische Erziehung der Frau durch die Frau zu begründen; eine Schule für junge Mädchen zu schaffen, wo diese zu wahrhaft moralischen Persönlichkeiten herangebildet werden sollten, eine Schule, wo sie gelehrt würden, sich ihr Brot selbst, ohne Hilfe der Männer, zu verdienen. – Alle diese Ideen wurden mit einer solchen Klarheit und überzeugenden Wärme vorgetragen, daß sie den Zuhörern durchaus nicht sonderbar oder widersinnig, sondern im Gegenteil ganz selbstverständlich und einleuchtend vorkamen. Und trotz ihres bescheidenen Auftretens galt Romaine Pirnitz von diesem Tage an für die geistige Urheberin und die Seele des ganzen Unternehmens. Die offizielle Leitung lag in den Händen von Mlle. Heurteau, der Friederike Sûrier als Beistand zur Seite gegeben war. Was Mlle. de Sainte-Parade betraf, so behauptete Duramberty, mit dem sie wegen des Bauplatzes persönlich unterhandelt hatte, sie sei eine halbverrückte alte Jungfer, die sich abwechselnd durch die Geistlichkeit, durch ihre Geschäftsagenten und durch die überspannten Anhängerinnen der Emanzipation beeinflussen ließe.

Der Ankauf des Grundstücks war unter ziemlich ungewöhnlichen Bedingungen abgeschlossen worden. Duramberty hatte – wie er sagte, um das hochherzige Werk zu unterstützen, – keine direkte Zahlung verlangt. Die Schule hatte innerhalb der nächsten zwanzig Jahre keinen Mietzins zu entrichten. Wenn sie nach Ablauf dieser Zeit noch existierte, sollte sie dann eine den Ortsverhältnissen entsprechende Summe für das Terrain erlegen, ohne den Besitzer desselben für die zwanzigjährige Nutznießung zu entschädigen. Wenn das Unternehmen jedoch aus irgend einem Grunde scheitern sollte, so würde Duramberty die volle Verfügung über sein Grundstück und alle darauf

errichteten Gebäude wieder erhalten. Um ihm eine gewisse Garantie zu bieten, mußte die Administration der Schule bei der französischen Bank eine Kautions von 300 000 Franken hinterlegen, deren Zinsen ihr jedoch unverkürzt ausgezahlt wurden.

Die weibliche Kunstgewerbeschule wurde übrigens nicht nur von St. Charles, sondern von ganz Paris mit einem gewissen Wohlwollen aufgenommen. Die illustrierte Presse brachte Photographien von den Schulgebäuden, die Porträts von Mlle. de Sainte-Parade und Mlle. Heurteau und einige ziemlich triviale Artikel über die Frauenfrage. Aber dann fing Paris wieder an sich mit anderen Sachen zu beschäftigen, und von der neuen Schule war einstweilen nicht mehr die Rede. Nur in St. Charles verfolgte man ihre Entwicklung mit gespanntem Interesse, Das Unternehmen schien übrigens einen günstigen Anfang zu nehmen. Die Kaufleute des Viertels waren ganz zufrieden mit der neuen Kundschaft. Der Abbé Minort schien sich ganz gut mit den Leiterinnen der Schule zu stehen. Jeden Sonntag erschienen etwa dreißig Schülerinnen, von einer der Lehrerinnen begleitet, in der Kirche, um der Messe beizuwohnen.

In der Stadt erzählte man sich, daß Duramberty, sein Grundstück umsonst hergegeben und außerdem eine Freistelle gegründet habe. Es ging das Gerücht, er interessiere sich für Friederike Sûrier, die er schon lange mit zweifelhaften Anträgen verfolge. Ob diese bei ihr Erhörung gefunden oder nicht, darüber war man sich nicht einig. Von der offiziellen Schulpartei wurde das neue Unternehmen als gefährliche Konkurrenz natürlich nicht gerade mit wohlwollenden Blicken betrachtet, da es aber vom Staate autorisiert war – bei der öffentlichen Einweihung erschien sogar ein Vertreter des Ministers –

konnte man ihm doch nicht mit offener Feindseligkeit entgentreten.

Die Leiterinnen des neuen Instituts bestrebten sich auch allem Anschein nach, möglichst wenig von sich und ihrem Werk reden zu machen. Man sah nur hier und da die kleinen Schülerinnen fast immer ohne Aufsicht in ihren netten schwarzen Schuluniformen mit dem roten Gürtel durch die Straßen gehen und amüsierte sich über ihr intelligentes, äußerst selbständiges Benehmen. Jeden Morgen wurden drei von ihnen auf den Markt geschickt, um die nötigen Einkäufe zu machen. Sonntags und Donnerstags wurden sie in Abteilungen von je zwanzig ins Theater Grenelle geschickt. Als der Frühling kam, sah man sie scharenweis unter der Führung einer Lehrerin die Schule verlassen, um Ausflüge in die Umgebung zu machen. Am Schluß jedes Semesters fand in dem großen Saal des Schulhauses eine dramatische und musikalische Produktion statt, zu der man die Honoratioren des Ortes einlud. Das Programm bot nichts außergewöhnliches, aber jeder, der die Schule betrat, fühlte, daß hier entschieden ein anderes, als das gewöhnliche System herrschte. Die kleinen Mädchen machten einen ungewöhnlich freien und selbständigen Eindruck. Sie blickten ihren Lehrerinnen und dem Publikum offen und ehrlich ins Gesicht, während sie ohne alle Schüchternheit ihre Deklamationen vorbrachten. Man fand sie allgemein sehr niedlich und amüsan, aber doch etwas reichlich emanzipiert.

Dieses friedliche Verhältnis zwischen der neuen Schule und den socialen Mächten der Gemeinde blieb bis zum Schluß des ersten Jahres ungetrübt. Ein klar denkender Philosoph hätte sich vielleicht darüber gewundert, daß das möglich war. Die Quintessenz des ganzen Unternehmens stand im direkten Gegensatz zu dem herrschenden Zeitgeist der Pariser Vorstadt. Die Pariser Bevölkerung wird sich von

vornherein niemals überzeugen lassen, daß eine Vereinigung von Frauen ohne jeden männlichen Beistand ein ernstes, dauerndes Werk unternehmen und zu Ende führen kann. Für den Pariser ist die Frau entweder ein Gegenstand des Luxus und der Ausschweifung, oder ein nützliches Haustier. Jedes Bestreben, sich einen anderen Wirkungskreis zu schaffen, gilt einfach für revolutionär oder lächerlich. Und die breite Menge steht in der Frauenbewegung gleichsam eine Art von Maskerade.

Was nun die socialen Machthaber im engeren Sinne betrifft – die Kirche, die Gemeindevertretung und die offiziellen Schulen – so hatten wenigstens die beiden ersteren im Grunde ganz gut ein friedliches Verhältnis mit dem Werke Pirnitz aufrecht erhalten können, aber nur unter der Bedingung, daß dessen Leiterinnen sich bis zu einem gewissen Grade ihnen unterordneten. Eine freie Schule, die den Vertrag von St. Charles nicht mit unterschrieben hatte, mußte sowohl das Mißtrauen der Kirche, wie das der Obrigkeit erregen, denn solange sie unabhängig war, konnte sie sich ja gegebenen Falls zur Opposition schlagen. Schließlich kam noch dazu, daß die offizielle Schulpartei sich immer mehr über ein solches Konkurrenzunternehmen ärgerte, das sogar die Protektion der socialen Machthaber verschmähte. So kam es, daß allmählich der feindliche Masseninstinkt und die politischen Interessen sich immer fester gegen das Aufblühen des "Werkes" verbündeten. Um einer solchen Koalition siegreich zu widerstehen, muß man eine mächtige Partei im Rücken haben und vor allem über unerschöpfliche Geldmittel verfügen. Die finanzielle Lage war also für die neuerbaute Kunstgewerbeschule einfach die Lebensfrage.

## **II**

Es war ein Nachmittag im Juni gegen Ende des Jahres 1898. Quignonnet, der erste Beigeordnete von St. Charles, saß in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch und sah die Rechnungen für eine Reparatur am städtischen Spritzenhaus durch, als der Bureaudiener eintrat.

Quignonnet, der gerade einige Posten addierte, bedeutete ihm durch eine Handbewegung, zu warten. Nachdem er die Summe hingeschrieben hatte, erhob er den kurz geschorenen Kopf und fragte:

"Was ist denn, Bonnault?" - "Der Abbé Minot möchte Sie sprechen."

"Gut, laß ihn nur eintreten." Der Diener entfernte sich, und gleich darauf erschien Minot. Er trug seinen abgeschabten Hut unter dem Arm, die kurze Soutane reichte kaum bis an die groben Schnallenschuhe. Er reichte Quignonnet die Hand.

"Guten Tag, Aktenmensch!"

"Guten Tag, Totengräber!" Minot war ein Mann, der Spaß verstand. Er und Quignonnet pflegten sich im Scherz alle möglichen Schimpfworte an den Kopf zu werfen, die sich meist auf ihren beiderseitigen Beruf bezogen.

"Ist das eine Hitze!" seufzte der Priester und setzte sich, ohne die Aufforderung abzuwarten. Dabei trocknete er sich die breite Stirn mit seinem groben, weißen Taschentuch. - Die Luft im Zimmer war aber auch wirklich erdrückend, obgleich die Gartenthür weit offen stand. Der "Garten" war ein kleines, schattenloses Stück Land mit einer einzigen, mageren Laube im Hintergrund.

Der Abbé steckte den Finger in den Halskragen, um sich etwas Luft zuzuführen.

"Sie spüren wohl nicht so viel davon, so ein dürres Knochengestell wie Sie? Aber ich bin eben dicker. Sie machen sich keine Begriffe, wie ich schwitzen muß, -"

"Sie essen eben zu viel," antwortete Quignonnet und legte seine Feder auf den Tisch. "Wenn Sie mit meinem Gehalt auskommen müßten, würden Sie nicht so fett werden. - Was wünschen Sie von mir?"

Minot blickte ihn an, ohne etwas zu erwidern. Dabei bemühte er sich, gewinnend zu lächeln.

"Ich möchte - -" sagte er.

"Was denn?"

"Nun das können Sie sich wohl denken - -"

"Wenn Sie schon wieder Geld brauchen für Ihre schmierigen Ordensbaracken," fiel der andere ihm in die Rede, "so machen Sie nur gleich, daß Sie weiter kommen. Man sieht nichts wie Ihren Namen im Budget. Gott im Himmel, sind Sie ein Vielfraß! - Sie werden uns noch zu Grunde richten."

Der Abbé zog eine Pastille aus der Tasche und steckte sie in den Mund. Quignonnet sah ihm lächelnd zu. Dann fragte Minot:

"Aber ich bitte Sie, wovon sollen wir denn unsere Preisverteilung bestreiten? Zwei Mädchen- und eine Knabenschule - und dann haben wir noch eine Krippe und das Kinderhospital - - -"

Er lächelte nicht mehr. Sein rundes Bauerngesicht hatte einen beinahe ängstlichen Ausdruck angenommen. Der Agent antwortete:

"Sie haben angeblich für ihre Preisverteilung schon über zweitausend Francs Extrazuschuß bekommen. Sind die schon wieder aufgefressen? Dann wundere ich mich nicht mehr darüber, daß Sie immer dicker werden."

"Nun ja zweitausend Francs," brummte der Abbé, "die sind längst verbraucht – und meine neue Krippe in der rue de Lavelle? – da sind hundert kleine Mäuler, die viel Geld verschlucken, obgleich sie noch keine Zähne haben. – Aber wenn Sie nichts für mich thun wollen, so ist es Ihre Sache. Ich werde die Angelegenheit dem Patronatskomitee vorlegen. Das mag dann beurteilen, ob Sie die Vertragsbedingungen einhalten. Mich persönlich geht es ja nichts weiter an. Ich lege meine Rechnungen vor und wasche meine Hände in Unschuld."

Damit stand er auf und nahm seinen Hut.

"Also ich gehe –" Quignonnet wurde plötzlich ernst.

"So bleiben Sie doch noch! Machen Sie nicht gleich solche Geschichten. Im Grunde sind wir ja völlig einer Meinung, nicht wahr? Aber was wollen Sie, ich habe doch nicht über Millionen zu verfügen. Offen gesagt, Sie sollten Ihre frommen Damen etwas mehr bearbeiten."

Minot ließ ihn schweigend ausreden – dann stand Quignonnet auf.

"Lassen Sie uns in die Laube gehen und eine Cigarette rauchen. Wir können dort ungenierter miteinander reden."

Sie traten in den Garten hinaus und ließen sich in der Laube nieder. Quignonnet bot dem Abbé eine Cigarette an; dann begann er:

"Sie wissen doch, daß ich Ihnen jederzeit gern zu Diensten sein möchte - und ich weiß sehr wohl, daß Sie das Geld nicht in Ihre eigene Tasche stecken - aber mir sind die Hände gebunden - Anquetin kann keine Soutanen leiden. Er ist eifersüchtig auf Sie, - bei der letzten Versammlung hat er behauptet, Ihre Schulen kosteten viel zu viel - - "

"Anquetin?"

"Nun freilich. Er stellte im Gegensatz zu Ihren Stiftungen die Privatschule als Beispiel auf, die all ihre Bedürfnisse selbst bestreitet und weder vom Bezirk noch vom Staat etwas verlangt."

"Thut sie das wirklich nicht? Nun ja, die Damen müssen sich ganz gut stehen - sie haben es vorzüglich verstanden, die Sainte-Parade herumzukriegen."

"Aber die Damen sind doch Ihre speciellen Freundinnen," sagte Quignonnet.

Der Abbé blies wütend den Rauch von sich und knurrte:

"Meine Freundinnen? Alberne Frauenzimmer sind es. Sie haben nur einen Gedanken im Kopf: selbständig zu sein - ohne Gängelband herumzulaufen. Dabei ahnen sie aber so wenig vom praktischen Leben, wie eine Novize im Kloster. Sie halten mich für dümmer wie ich bin. Man macht mir den Hof, man ist äußerst liebenswürdig, aber man schlägt mir die Thür vor der Nase zu - mir kann es ja gleich sein. Aber ich bin mir ganz klar darüber. Wer nicht für uns ist, ist wider uns. Wissen Sie, wer das gesagt hat? Sie

Kontraktfälscher?" Bei diesen Worten gab er dem Agenten einen Schlag aufs Knie. Quignonnet fuhr in die Höhe und schnitt eine Grimasse.

"Sie wissen nicht, wer das gesagt hat? - Unser Herr Jesus Christus."

Es entstand eine kurze Pause. Dann fragte Minot in mürrischem Ton: "Sie stehen sich wohl ganz gut mit den Damen? Duramberty scheint sie zu protegieren. Sie wissen wohl, was man sagt?- -"

"Man sagt - man sagt - in Wirklichkeit liegt es nur daran, daß Duramberty sich ebenso zum Narren halten läßt, wie ich. Man sperrt ihm eben gerade so wie mir die Thür vor der Nase zu, obgleich er den hübschen Mädeln die Cour macht."

"Hm," antwortete Quignonnet, "er hat sein Grundstück umsonst hergegeben, einen Freiplatz gestiftet - - er wird wohl seine Gründe dazu haben. Aber trotzdem habe ich seit einiger Zeit das Gefühl, als ob die Sache zwischen ihm und den Damen nicht so ganz - - "

Er hielt plötzlich inne und schien darauf zu warten, daß der Abbé weiter fragen würde. Aber Minot that, als ob ihn die Sache nicht besonders interessierte. Er warf den Rest seiner Cigarette weg und stand auf:

"Auf Wiedersehen!" warf er nachlässig hin.

"Haben Sie Eile?"

"Ich habe noch bei den Schwestern von Saint-Sang zu thun. Sie wollen ihren Komplex vergrößern, neue Grundstücke hinzukaufen oder ein Abkommen mit ihren Nachbarn

treffen – große Projekte sage ich ihnen – also, auf Wiedersehen!"

"So warten Sie doch, – bleiben Sie noch einen Augenblick – was faseln Sie da? – die Schwestern wollen ihren Komplex vergrößern? Davon haben Sie ja gar nichts gesagt. Sie werden die Sache doch aber nicht auf eigene Hand – – – "

"Nein, das glaube ich nicht," sagte Minot, Damit ging er langsam auf das Haus zu.

"Haben sie schon einen Agenten?"

"Nein, aber sie haben mich um Rat gefragt. Auf Wiedersehen!"

Quignonnet nötigte den Abbé, stehen zu bleiben, indem er ihn am Arm faßte.

"Ich hoffe, Sie werden doch niemand anders vorschlagen, wie mich."

"Ich werde ihnen überhaupt niemand vorschlagen; denn das sind Sachen, die mich nichts angehen. Merken Sie sich, mein Freund, es giebt nichts Gefährlicheres, wie sich in die Angelegenheiten der Schwestern einmischen."

"Aber das ist doch nicht Ihr Ernst," sagte Quignonnet.  
"Nein, ich rechne auf Sie. Und Sie wissen, was Ihre Schulen angeht, können Sie jederzeit auf mich zählen."

Der Abbé machte ein verschmitztes Gesicht wie ein Bauer, der um eine Kuh feilscht. "O" sagte er, "vielleicht brauchen die Schwestern überhaupt keine Vermittler – alles, was ich weiß, ist, daß es sich um ein bedeutendes Geschäft handelt – Hundertfünfzigtausend Francs, unter uns gesagt."

"Hundertfünfzigtausend", wiederholte Quignonnet in höchster Erregung, "das muß gemacht werden, Abbé. Ich garantiere dafür, daß Ihre Nonnen mit mir zufrieden sein sollen, und ich werde mich revanchieren, was Ihre alten Schulbaracken betrifft. Sie wissen ganz gut, daß ich vorhin gescherzt habe - ich stehe Ihnen jederzeit zu Diensten. Sind Sie einverstanden?"

Er hatte in seiner Erregung immer lauter gesprochen. Aber Minot gab keine Antwort, sondern deutete auf die Thür, die zu Quignonnets Arbeitszimmer führte. Quignonnet blickte jetzt ebenfalls auf und blieb einen Augenblick bestürzt stehen, als er an seinem Arbeitstisch einen Herrn stehen sah, der in seinen Papieren blätterte. Es war Jude Duramberty. Als er die beiden kommen hörte, drehte er sich um, blickte sie scharf an und trat auf sie zu.

"Guten Tag, Quignonnet, - Guten Tag, Herr Abbé." Dann nahm er seinen Hut ab und legte ihn auf den Schreibtisch. Der Geistliche und der Agent begrüßten ihn mit größter Liebenswürdigkeit.

"Sie entschuldigen, Quignonnet, daß ich hier eingedrungen bin. Der Diener behauptete, Sie wären in Ihrem Zimmer."

"Aber ich bitte, Monsieur Duramberty - der Abbé und ich waren nur in den Garten gegangen, um etwas frische Luft zu schöpfen. Was verschafft mir die Ehre?"

"Sie sollen es gleich erfahren, haben Sie einen Augenblick Zeit?"

"Aber gewiß, so viel Sie wollen, bitte nehmen Sie doch Platz."

"Ich verabschiede mich, meine Herren," sagte der Priester und ging auf die Thür zu.

"Sie stören uns durchaus nicht, Abbé," sagte Duramberty, "im Gegenteil, Sie können uns vielleicht einige nützliche Winke geben."

Duramberty nahm auf dem Sofa Platz, während Quignonnet sich vor dem Schreibtisch niederließ.

Es entstand eine Pause. Duramberty schien über das nachzudenken, was er sagen wollte, und die beiden andren warteten in ehrfurchtsvollem Schweigen.

"Heute morgen waren Frédal und Mad. Ribaut bei mir. Sie schienen beide unzufrieden und besorgt zu sein."

"Weswegen?" fragte Quignonnet.

"Weil für das nächste Quartal nicht genug Anmeldungen kommen, Frédal verliert nur drei Schüler, aber bei Mad. Ribaut ist noch keine einzige "Neue" in Aussicht, und elf gehen ab. Und wissen Sie, weshalb?"

"Um in eine von den katholischen Schulen zu gehen wahrscheinlich," sagte Quignonnet mit einem Seitenblick auf den Abbé.

"Ach Gott," seufzte dieser, "das glaube ich kaum -"

"Nein, alles, was Madame Ribauts Schule verläßt, geht zu Pirnitz und Heurteau. Die Schule scheint sehr zu gefallen, obgleich die Direktion bei der Aufnahme alle möglichen Schwierigkeiten macht und viele zurückweist.

"Das begreif ich nicht," sagte der Abbé, "die Schule hat überhaupt kein vernünftiges Programm – keine Rede von geregelter Unterricht. Es werden nicht einmal Zeugnisse ausgeteilt oder Prüfungen gemacht."

"Ja, das ist richtig," stimmte Quignonnet bei – "daß die Schülerinnen damit einverstanden sind, kann ich mir ganz gut denken – aber die Eltern?–"

"Das Neue an der Sache lockt sie. Es macht ihnen Spaß, daß ihre Kleinen auf den Markt geschickt werden, daß man sie aufs Land führt, um Schmetterlinge zu fangen und – was weiß ich –" brummte der Abbé vor sich hin.

Der Agent wandte sich an Duramberty: "Sind Frédal und Madame Ribaut zu Ihnen gekommen, weil sie Mitglieder der Unterrichtskommission sind?"

"Frédal, ja" antwortete Duramberty, "und was Madame Ribaut betrifft, so hat sie die Absicht, einen Bericht über ihre schwierige Lage an die Verwaltungsbehörde zu machen. Sie glaubte, daß ich die neue Schule protegiere und wollte sich gewissermaßen entschuldigen und mich fragen, ob ich ihr irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg legen würde."

Quignonnet schwieg. Nach einer Pause fragte der Abbé: "Aber Sie interessieren sich doch auch für die Damen?" –

Dabei machte er ein möglichst einfältiges Gesicht, wie immer, wenn er ein heikles Thema berührte. "Ich?" sagte Duramberty "Nicht mehr wie für alle Schulen hier am Ort. Im Gegenteil, diese Art von Frauen ist mir nicht sehr sympathisch. Sie haben für meinen Geschmack etwas zu viel Selbstvertrauen."

"Der Inspektor beklagt sich auch darüber," sagte Quignonnet, den der Ton des Fabrikbesitzers ermutigte.

"Ich hab es ja immer gesagt," fuhr der Abbé fort, während er sich mit dem Taschentuch Kühlung zuwehte. "Es sind alberne Frauenzimmer. – Wenn sie nicht die Millionen der alten Saint-Parade im Rücken hätten, würde die Schule bald genug verkrachen."

Duramberty lächelte. "Die Millionen? Wissen Sie so bestimmt, daß diese Millionen wirklich existieren?"

"O, was das angeht – Die Sainte-Parade ist reich, Monsieur Duramberty. – Das weiß ich. – Ich bin sogar einmal ihr Beichtvater gewesen. Damals war sie wenigstens noch fromm – es war, ehe sie der Pirnitzbande in die Hände gefallen ist. Aber daß sie Vermögen hat, steht wohl fest."

"Sie spekuliert," sagte Duramberty.

"Ja, ich weiß. Sie hat auf Michels Rat Kupferaktien gekauft und enorm dabei gewonnen."

"Ja, Michel hat sie ganz gut beraten," fuhr Duramberty fort, "aber jetzt kann sie das Spekulieren nicht mehr lassen. – Die Schule kostet ein Heidengeld. – Für das neue Schuljahr haben sich schon sechzig Kinder angemeldet. – Ich habe das alles von einer der Damen erfahren, die etwas zugänglicher ist, wie die anderen."

"Madame Pirnitz?"

"Nein, die Heurteau, die früher staatlich angestellte Lehrerin war. – Sie rechnet fünfhundert Francs Unkosten pro Jahr und Kopf. – Das Geld der alten Dame wird reichen, solange das Unternehmen sich in den bisherigen Grenzen

hält, aber sie träumt davon, es noch mehr auszudehnen.  
Und wenn Michel einmal Fiasko macht - - - "

Er hielt mitten im Satz inne und kaute an seiner Cigarre.

Minot und Quignonnet sagten kein Wort. Es interessierte sie lebhaft den einflußreichsten Mann des Orts so offen über diese Sachen reden zu hören, was sonst ganz gegen seine Gewohnheit war.

"Mir ist diese Art von Frauen unsympathisch," fuhr er fort, "ich habe ihnen geholfen, so weit es in meinen Kräften stand. Ohne mich wäre ihre Schule niemals zustande gekommen. Ich habe einen Freiplatz bei ihnen gegründet, ich habe ihnen mein Personal für einen unentgeltlichen Kursus zur Verfügung gestellt. Aber sie lehnten mein Anerbieten ab unter dem Vorwand, daß männliche Lehrkräfte nach ihrem Programm ausgeschlossen wären. - Es ist die reine Manie, diese Frauenbewegung. - Frauenbewegung? - was soll das überhaupt heißen? - Ich sehe vollkommen ein, daß die Frauen sich auf anständige Weise ihr Brot verdienen möchten. Sie brauchen sich aber deshalb doch nicht gleich mit der ganzen Gesellschaft auf Kriegsfuß zu stellen."

"Es sind alberne Frauenzimmer," sagte der Abbé, den dieser Ausdruck sehr zu befriedigen schien.

"Sie haben es in dieser kurzen Zeit schon fertig gebracht, alle Sympathien zu verscherzen," meinte Quignonnet. "Der Abbé z. B. scheint ihnen nicht besonders gewogen zu sein."

"Alberne Frauenzimmer, Monsieur Jude," wiederholte Minot - "finden Sie es in der Ordnung, daß eine Privatschule keinen Kaplan hat? - Bei den Staatsschulen mag es ja etwas anderes sein - die Regierung - wenn auch

- - - aber diese Damen wollen Christinnen sein, und doch verschließen sie dem Diener des Herrn ihre Thüre. Man sagt, sie wollen jetzt sogar Protestanten- und Judenkinder aufnehmen. Wenn ich Ihnen meine Meinung über die Frauenbewegung sagen soll - - -"

"Ja, sie sind halb verrückt," fiel Quignonnet ein, "wenn ich denke, daß die Sainte-Parade ihre Geldangelegenheiten in Michels Hand gelegt hat." -

"Anarchisten sind sie," fuhr Minot fort, "Anarchisten schlimmster Sorte, sie wollen Ehe und Familie abschaffen, die ganze heutige Gesellschaft umwälzen. Und ihr Anarchismus ist um so gefährlicher, weil sie ihn ihren Schülerinnen von früh an einimpfen - Sie werden schon sehen, was dabei herauskommt. Bei Ihrer einflußreichen Stellung ist es einfach Ihre Pflicht, die Schule zu schließen oder Ihre Leitung selbst in die Hand zu nehmen."

"Brav, Abbé," sagte Quignonnet. Aber Jude Duramberty schüttelte den Kopf.

"Eine Schule schließen oder die Leitung selbst in die Hand nehmen. - Das ist leichter gesagt wie gethan. Erstens, haben wir einfach nicht das Recht dazu. Und selbst, wenn sich das umgehen ließe, so würden wir die Anhänger der Schule, d. h. die Eltern gegen uns haben."

"Es sind doch fast lauter Waisen?"

"Nicht alle. Anfangs ja, aber die Neuangemeldeten haben zum größten Teil Vater und Mutter."

"Ja, was dann?" fragte Quignonnet, "man kann es doch nicht zulassen, daß sämtliche Bezirksschulen leer stehen und alles diesen verrückten Weibern zuläuft."

"Ich habe meine Gründe, anzunehmen, daß die finanziellen Schwierigkeiten bald über sie hereinbrechen werden. Man könnte darüber Erkundigungen einziehen. Sie, Quignonnet, sollten einmal versuchen, herauszubekommen, wie Michels Angelegenheiten stehen. Ich habe gehört, daß er momentan in amerikanischem Korn spekuliert. Und das scheint mir ein wahnsinniges Risiko zu sein."

"O, das werde ich leicht erfahren können."

"Ferner müssen wir anfangen, Propaganda zu machen, um unsere Schulen zu verteidigen - haben Sie irgend ein Blatt zur Verfügung Abbé?"

"Ja, die Semaine de St. Charles. Es ist ein harmloses, kleines Kreisblatt. Aber man könnte immer ein Paar Artikel darin loslassen, die die große Presse dann abdrucken wird."

"Über unsere Schulen?"

"Nein über ihre. Ich hätte es schon längst gethan, aber ich fürchtete, es möchte Ihnen nicht recht sein, Monsieur Jude. - Sie können sich auf mich verlassen. - Und außerdem könnte man die Sache auch noch mündlich zur Sprache bringen."

"Mündlich?"

"Nun ja in kleinerem Kreise natürlich - sich darüber aussprechen, wie man über diese Schule und ihre Tendenz denkt, - - - Ich kenne hier genug kleine Rentiers, denen diese Brutanstalt des Anarchismus ein Dorn im Auge ist."

"Noch dazu des kosmopolitischen Anarchismus," kam Quignonnet ihm zu Hilfe, "Die Gesellschaft ist ja aus aller Herren Länder zusammengekommen – eine Ungarin, eine Irländerin u. s. w."

"Sehr richtig," fuhr der Abbé fort, "die Schule ist antipatriotisch und antisocial – jetzt habe ich meinen Artikel in der Semaine ›Die Schule, losgelöst von Staat und Gesellschaft, die Ideen der Frauenbewegung ins Praktische umgesetzt‹ – – Ja, ja, die Frauenbewegung – ich werde in der Katechismuslehre darüber reden, wenn die Eltern zugegen sind. Da soll ihnen angst und bange werden."

Duramberty und Quignonnet lachten.

"Nun, wie dem auch sei," schloß der Abbé, während er sich erhob und den Hut mit dem Ärmel abbürstete, "sie haben doch manche ganz vernünftige Sachen in ihrem Programm. Wenn das ganze vom Geist der Kirche durchdrungen wäre, könnte es eine famose Schule geben. Das habe ich schon oft zu unseren guten Schwestern gesagt. – Aber ich muß jetzt gehen. Man erwartet mich schon seit dreiviertel Stunden im Kloster."

Er verabschiedete sich. "Auf Wiedersehen, Abbé," sagte Duramberty.

Quignonnet ging mit dem Abbé bis an die Thür und flüsterte ihm zu:

"Also, abgemacht, nicht wahr – ich rechne auf Sie."

Duramberty und Quignonnet unterhielten sich eine Zeit lang über geschäftliche Angelegenheiten. Dann legte Quignonnet seine Papiere zusammen und begleitete Monsieur Jude bis zur Fabrik.

"Kennen Sie diesen Michel?" fragte Duramberty.

"Wir haben ein paarmal geschäftlich miteinander zu thun gehabt. Er ist ein gescheiter Kerl, aber er muß irgend ein kostspieliges Laster haben; denn er verdient viel Geld und wird doch nicht reicher - er hat als - als Teilhaber einen Notar aus Levallois, der einen ziemlich schlechten Ruf hat - Es hieß voriges Jahr schon einmal, er sei durchgebrannt. Das Gerücht erwies sich schließlich doch als unwahr."

"Ich habe ihn nur einmal gesprochen," sagte Duramberty, "als wir bei Mlle. de Sainte-Parade den Kontrakt aufsetzten - er machte mir einen geriebenen aber zugleich etwas ängstlichen Eindruck."

"Wie all diese Leute, die nicht gern andre in ihre Geschäfte hineinsehen lassen."

"Nun, und damals habe ich unter der Hand Erkundigungen über die Art und Weise einziehen lassen, wie er die Angelegenheiten der alten Dame handhabt. Man hat ihm keine Unkorrektheiten nachweisen können. Er macht die wahnsinnigsten Spekulationen, aber bisher ist alles gut gegangen. Und jetzt thut sie alles, was er will. Ich glaube, sie würde ihr Geld sogar in die Seine werfen, wenn er es für zweckmäßig hielte."

"Ganz dasselbe hat man mir auch gesagt. Beschwindelt scheint er sie nicht zu haben - aber so recht klar ist die Sache doch nicht -"

Als sie um die Ecke der rue des Bergers bogen, begegneten ihnen zwei kleine Mädchen aus der Pirnitzschule.